

DAS NEUE ZIEL

Halbmonatschrift für Kultur, Kunst, Kritik

I. Jahrgang

KRONSTADT November 1919

3. Heft

Inhalt: Alfred Sperber: Impromptu, Gedicht / Saulus Markus: Die unsichtbare Gemeinde / Emil Honigberger: Unsere großen deutschen Tonseger II. / H. Seibel: Waldemar Baller, Novelle (Schluß) / E. Neustädter: Karfschlacht / Otto Ott: Unsere politische Kraft II. / Felix Frey: Drei Gedichte / Verschiedenes / Bilderbeilagen: Ervin Neustädter: Karfschlacht / Ervin Neustädter: Hinter der Front / Marg. Depner: Steinzeichnung / Emil Honigberger: Zwei Skizzen aus Berlin / Emil Honigberger: Skizze aus Berlin /



Ervin Neustädter, Karfschlacht.

Impromptu

von Alfred Sperber (Blondoreni)

[REDACTED]

[REDACTED]

Die unsichtbare Gemeinde*

von Salus Markus, Czernowitz.

I.

Am Vorabend eines angenehmen Wintertages ging ich über ein schneebedecktes Gefilde. Ruhe um mich her. Abseits: niedrige Häuser, schneebedeckt; da ein Mann, dort eine Frau, tragen Viehfutter über den Hof, wortlos. Alles ist einsfarben. Mir fällt ein, daß die Menschen nicht mehr hastig sprechen und nicht gebieten, daß sie alles Tun und Lassen, als selbstverständliche Folge ihres Da-Seins auffassen, daß dieses Selbstverständliche so tief in ihrem Empfinden haftet, wie Naturgesetz. Vielleicht, daß sie nicht reden, weil sich alles „von selbst“ ergibt?

Erkennt jeder das Notwendige der Gemeinschaft mit so gutem Ernst, daß er seinen Platz ausfüllt, wie eine Schraube, als Teil der Maschine? — Höchste Mathematik der Kultur: das Wort ist nur eine Feile zur unvollständigen Schraube der Maschine, das Wort als Ansporn zum Vollständigwerden. Nach diesem: das Wort als Zeichen zum Spiel. Mit Kindern „redet“ man noch, um die Begriffe zu pflanzen; aber sie begreifen die Tat, nicht das Wort: „Schleudere den Stein! — so!“ Der Wurf ergibt den Fall. Die Tat zeigt es, nicht das Wort; nachher das bewiesene Warum. Die Tat zeigt die Grenzen von Gut und Böse; dies haben unsere Früheren ausgeprägt. Dithyramben ohne „Fingerzeig“ sind Spiel. Aber es gibt solche, deren Beruf das Wort ist. — Dies mein letztes Erkennen: denn meine Zeit war.

Während ich gemessenen Schrittes vorgehe, begegnet mir ein Wörtler:

„Dein Auge fiebert,
ohne Speis und Trank
schreitest du fürbaß; —
dich friert, dich hunger!“ —

Ich bleibe nicht stehen: keine Tat, kein Zeiger zum Tun. Meine Gedanken und Füße machen den nächsten Anlauf zur Stube — meinem Ziel. Es geschieht ein Riß: der Wörtler ist zu meiner Rechten, hurtig, sehr hurtig; eine Vierteldrehung meines Kopfes, richtig: ein Mensch, der Lippen bewegt — feister Fleischklumpen. Ich antworte: „Ja“. Nach diesem tut der Wörtler etwas: er hebt den Arm und sagt: „Geh!“ Nichts sage ich hierauf, denn — ich gehe.

Also ein Spiel; und mein Hirn hat den Riß genäht.

II.

Nun sitze ich warm und wohl. Um mich herum sitzen die Lebenden meiner Stube. Ein werdender Mensch erklettert mich und macht Halt vor meinem grauen Bart. Das Spiel beginnt. Erstes Zeichen:

„Wer bist du?“

„Ich bin das Vergangene deines Vaters, das Ergebnis seiner Hirnbewegungen auf seinem Körper. Und die Wunden dieses Körpers, — die Wunden unter meinem

Kleide, werden die Regentropfen sein, zu deinem Gedeihen, werden ein Aufreißen sein — deiner Augenlider.“

Der werdende:

„Das ist Blindenkuh, Alter!“

„Ah, recht so, man würgt mich — weg die Krallen!“

„Ja!“ sagte der werdende trotzig.

Das war wieder der Riß im Spiel, denn ich habe das Kind erschreckt. Trüben Sinnes saß ich, indes seine Blicke dolchspitzenscharf mich trafen, klärenden Beweis, als Antwort fordernd. Also ging ich hinaus mit dem eingehüllten Kinde und zeigte ihm Erde, Tat und die Gestirne des Himmels. Als meine bewiesene Antwort auf das erste Warum gepflanzt war, bewegten sich seine Augenlider, um die ersten drei Punkte nach oben. Macht bligte auf aus seinen Augen; Spiegel des Kosmos im Neuen.

Dieses Erschauen war meine Neugeburt vor dem Vergehen. Denn seine Kraft erstand und es erdröhnte wieder:

„wer bist du?“

ich schrak auf und versank; aber die Frage wuchs und zerrte Antwort. Meine Worte zitterten!

„Der Greis deines Jahrhunderts.“

Nach einer verächtlichen Lache rief es streng:

„Du warst!“

Und mein Erinnern flog weit zurück und zeugte wirres Spiel. Dann erkannte ich: Wörtler, Knechte und Geknechtete rasten im Todesreigen.

III.

Aber die Anderen webten Helle um mich; meine schweren Augenlider strebten wieder aufwärts: es war wie an einem Sonnentag und ich hörte die Frage:

„ist das Heil erstanden?“ —

„nein, — der Mensch!“

so mußte ich sagen, denn es standen rings um mich viele in ihrer ersten Kraft. Weiter fragten sie:

„was ist der Mensch?“

und ich sagte ihnen, wie ich es gewohnt war:

„fragt euren Hund, oder eure Ochsen, Blumen oder Käfer.“

Da hallte ein Lachen, das mich weit hinabschleuderte. Unten stand der Wörtler und sang der Sonne sein Lied: ein brünstiges Weib hatte ihn verlassen. Nun erkannte ich ihn, — der Bruder meiner gewesenen Zeit.

Noch einmal den Weg zu meiner Stube. Ich fand die Wände niedergerissen, die Lebenden hatten sich vermehrt und Einer stand, fordernd, mit heftigen Gebärden:

„an meinem Mahle sollt ihr Teil nehmen, um mich zu beschenken. Wissen sollt ihr diesen Zweck und mir darum gerade sein. Wem an meinem Tische der erste Bissen nicht mundet, der speie ihn in einen Winkel — vor meinen Augen und mein Mitleid wird noch ein Segnen sein. Am Hunger wird sein Gaumen gesunden. Ich warte: dennoch geht ein Anderer um mein Haus in einem großen Bogen. Meine Kraft soll ihn in Schlaf wiegen; das Verlangen nach mir wird sein Erwachen sein. Denn wißt: ich bin das Ende eurer kleinen Wege! So mir aber die Weile des Wartens lange wird, breche ich diese Wege und fordere euch her; euer Worte werde ich dann zu Leibern formen und diese Leiber in Euch legen. Und sie werden sein das rollende Rad, welches wehen muß euren gehäuftten Rost.“

So hörte ich den weisenden, ersten Gesang, denn es war ein Sonnentag und meine müden Lider strebten aufwärts: Noch ein Mal. — Wieder stehen sie vor mir; im letzten Atmen antworte ich ihnen:

„Der Greis eures Jahrhunderts!“

*) Aus der Novellenreihe „Mitternächte Fürsten“.



Grün Neufstädter, Hinter der Front.

Unsere großen deutschen Tonseher

II.

Georg Händel (1685—1759)

Wie Mozart, ist auch Händel ein Wunderkind gewesen. Mit 11 Jahren erregte er als Pianist und Generalbaßspieler an dem Berliner königlichen Hof ungeheures Aufsehen und den Neid des dortigen Generalmusikdirektors, des italienischen Maestros Buononini. Mit 11 Jahren komponiert er sechs Trios, die durch die kontrapunktische Kunst und den Reichtum der Melodie in der umfangreichen Wunderkindliteratur der Musik, neben Mozart den ersten Platz verdienen.

Umsomehr ist dies frühe Genie zu bewundern, als der Vater, der aus dem Knaben einen Juristen machen wollte, ihm jede Musikliebhaberei und Ausübung verbot. Freilich half das Verbot nicht viel, der Knabe übte heimlich an einem alten Clavichord auf dem Ausboden unverdrossen weiter.

Als der Alte sah, daß Händel auch in seinem Studium Hervorragendes leistete, gestattete er auch die Musikneigung auszubilden, aber erst, als Vater Händel starb, warf er sich ganz auf die Musik und nahm die Organistenstelle in seiner Vaterstadt Halle an. Bis dahin hatte er mit Erfolg an der Universität Jura studiert und sich eine so umfassende Bildung angeeignet, wie das unter den Musikern jener Zeit eine Seltenheit war.

Halle wurde dem Feuerkopf bald zu eng. Hamburg, mit der einzigen deutschen Nationaloper jener Zeit, war die Seele des deutschen Musiklebens und her lockte es auch den jungen Händel. Als zweiter Geiger am Theater angestellt, rückte er aber rasch zum Cembalisten und Dirigenten vor. Seine Oper „Almira“ macht ihn zum Helden des Tages. Die wachsende Eifersucht der dortigen Musikgilde und auch das Bewußtsein, daß er in Hamburg nichts mehr zu lernen hatte, bewog ihn kurzer Hand nach Italien zu ziehen.

Mit vollen Sinnen jagt der Germanenjüngling die Zauber des sonnigen Südens und seine junge Kunst blüht herrlich in die Höhe.

Bei einem Maskenfest setzt er sich an den Flügel und phantasiert in so überwältigender Weise, daß Scarlatti, der größte Klaviermeister jener Zeit, der Händel nur vom Hörensagen kannte, ausrifft: „das ist entweder der berühmte Sachse oder der Teufel“.

Sein Ruhm steigt. In seinen nun leicht und zahlreich hingeworfenen Opern, meistert er den italienischen Stil schon in großartiger Weise und eilt von Triumph zu Triumph.

London war damals die „goldene Wiege“ der italienischen Musik. Die Engländer zeigten zwar in allen Zeiten bis auf heute erstaunlich wenig Begabung für Musik, aber als Kunstgenießer waren sie in hohem Maße aufnahmefähig. Zwanzig Jahre entwickelte Händel in London eine Energie und Kraftverschwendung, die geradezu beispiellos ist. An 50 Opern komponiert er für das von ihm geleitete Opernhaus, aufreibende Kämpfe gegen Kleinlichkeit und Neid, gegen die damals allmächtigen Primadonnen und Kastratenstars, die mancherlei materiellen Unternehmungsorgen sind aber nicht im Stande gewesen, seine Riesenkräfte zu beeinträchtigen. Auch körperlich ein Riese waltet Händel, als allgewaltiger Musikdiktator und bleibt gegen alle Angriffe Sieger.

Als sein Opernunternehmen später doch zusammenbricht, erkennt er, daß die italienische Oper soviel Kampf nicht

wert ist, er wirft sein ganzes bisherige Wirken und Schaffen zum alten Eisen und findet, fast schon ein Greis, den Weg zum Oratorium.

Händel ist der erste, der diese ganz großen Volks- und Menschheitsstimmungen mit epischer Kraft zu zeichnen vermochte. Er ist der Vater des Oratoriums, wie Gluck der Vater der Oper, nur daß Händel auch heute unerreicht und selbstherrlich auf diesem Gebiete, welthistorische Ueberlegenheit gewonnen hat. — Alle späteren Oratorien, die viel aufgeführten „Elias“ „Paulus“ von Mendelssohn, die Oratorien Bruchs, Elgars, Schumanns, Böwens u. s. w. sind Zwerge neben Händels Cyklopenbauten. In der Weltliteratur giebt es nur drei Werke, die sich mit seinen Oratorien messen könnten: Haydns „Schöpfung“, Bachs „Weihnachtsoratorium“ und Bizets „Christus“. Vielleicht ist eines oder das andere ebenmäßiger und von reinerer religiöser Wärme, aber an dramatischer Wucht, erreicht ihn keines.

Erst mit seinen Oratorien, begann Händel für die Zukunft zu arbeiten.

Händels Opern bedeuteten den Höhepunkt der italienischen Oper. Sie waren aber nur von zeitlicher Bedeutung und alles, was er in diesem Stil geschaffen, ging nach Glucks Sieg mit der alten, überlebten italienischen Scheinkunst zu Grabe.

Trotzdem hat der Meister diese italienische Schule durchmachen müssen, um zum Oratorium zu gelangen. Er giebt auch keines der Mittel der italienischen Kunst auf, vertieft und erweitert die Formen und trägt sie auf den Chor über, indem er sie dann mit seinem gewaltigen, mit den Wundertaten der heiligen Geschichte erfüllten Geiste belebt und durch die unerhörte Meisterschaft seines kontrapunktischen Könnens, neu gestaltet. In den Oratorien fallen alle Hebel äußerer Darstellung: Dekoration, Handlung und Kostüm weg, es bleibt die „innere dramatische“ Belebung. Mit dieser grandiosen innern Gestaltungskraft, erhob er das Oratorium zu ewiger Muster-gültigkeit.

Tibaut sagt: „Das Oratorium hat das menschlich Hohe, Edle und Große zum Inhalt“. Durch Händel kommt dies zur vollsten Erscheinung. Er hat, wie Rubens zugleich Weltbildung und schaute das Leben mit seinem freien, königlichen Blick an, ohne jedoch den tiefen Sinn, für Religion und Menschlichkeit zu verlieren. — Die Ähnlichkeit mit Rubens tritt in allem zum Vorschein; Im technisch über dem Material Stehen, im leichten großzügigen und wuchtigen Arbeiten, im Glanz und der äußeren Pracht, in der Liebe zu einer grandiosen Sinnlichkeit, die sich bei Händel in den zahlreichen kräftigen Tanzweisen offenbart. Doch Händel ist größer, als Rubens. Zu all den aufgezählten Eigenschaften, kommt sein reiner und tiefer Geist, der die Welt mit einer Reihe ergreifender Menschheitszenen bereicherte, mit Szenen von überwältigender Größe und Gewaltigkeit, mit Szenen von so ungeheurer Wucht, wie wir sie nur bei ganz Großen der Weltliteratur finden, bei Dante, Shakespeares, Alfchylos, Michelangelo, Bach und Beethoven.

Ich würde Händel eher den Michelangelo der Musik nennen.

Händel ist nicht nur als Musiker eine gewaltige Erscheinung, sondern war es auch, als Mensch. Ein Hüne von Gestalt, mit Riesenkräften versehen, herrlich ebenmäßig gewachsen und mit geradezu königlicher Würde im Auftreten. Dabei despotisch und eine Herrschernatur, die vor nichts zurückschreckte. Energisch, ja gewalttätig und unglaublich rücksichtslos, wo es sich um seine Kunst handelte. Seine Musik war ihm alles und so wollte er in ihr auch

unumschränkter Herrscher sein, ähnlich wie später die rücksichtslosen Genies Beethoven, Adolf Menzel und Gustav Mahler.

Händel war der unbestrittene, überragende Komponist und Musiker in England, neben dem alles andere klein wurde. Noch zu Lebzeiten, wurde er mit einem öffentlichen Standbild ausgezeichnet. Nun war er auch eine unverwundliche Arbeitskraft, ein wahrhaft großartiger Theater- und Konzertunternehmer, ein gewaltiger Organisator und am Dirigentenpult ein herrischer Diktator, der mit furchtbarer Stimme seine Sänger und Musiker anbrüllte und zittern machte, der die verwöhnten Primadonnen maßlos beschimpfte und tätlich bedrohte, wenn sie sich ihm nicht unbedingt fügten; der laut zu fluchen begann, wenn die königliche Familie zu spät ins Konzert kam; unberechenbar in seinen Zornesausbrüchen; der seinen Kollegen Mattheson zum Duell herausforderte, dem berühmten Corelli mitten im Vortrag die Violine aus der Hand riß und die Primadonna Cuzzoni fast zum Fenster hinausgeworfen hätte.

Der Meister war eine fast legendäre Kraftnatur. Trotz des fast unsinnigen Wirtschaftens mit seinen Kräften, begann er, in einem Lebensalter, wo selbst bei einem Goethe, die ausgesprochene schöpferische Tätigkeit nachließ, seine unvergänglichen Werke zu schaffen. Selbst in seinem Greisenalter war die Schöpferkraft unverjünglich. Als Greis schreibt er noch seinen „Judas Makkabäus“, in dem sich unbändiger Freiheitsdrang mit jugendlichem Feuer paart. Aber seinem letzten Oratorium „Jephtha“ fängt Händel an, zu erblinden. Die Handschrift verrät die Fortschritte der Krankheit, aber der Geist ist voll jugendlicher Kraft und dies letzte Werk gehört zu den reifsten des Meisters. Selbst die gänzliche Erblindung, hemmt seine musikalische Tätigkeit nicht. Auch weiter hält er seine regelmäßigen Oratorienaufführungen, die ständig die größten Ereignisse für London waren und erbaut Tausende, durch sein wundervolles, nur mit Bachs Spiel vergleichbares Orgelphantasieren.

Eine erschütternde Szene erzählen die Zeitgenossen: Händel präludiert auf der Orgel und stimmt seine Arie aus Samson an: „Tiefdunkle Nacht! Nicht Sonn', nicht Mond erfreut mein Angesicht“.

Da sehen die Umstehenden den Meister aufschluchzen und schwere Tränen rinnen aus seinen blinden Augen.

Als Händel starb, ehrte ihn England durch die Beisetzung in die Westminsterabtei, wo die englischen Könige ruhen.

Der Meister des „Saul“, „Messias“, „Samson“, „Judas Makkabäus“ „Triumph der Zeit und Wahrheit“ und weiterer zwanzig großer Oratorien, eines halben Hunderts Opern und einer Anzahl von Cantaten, Klavier- und Orgelkompositionen, Kammermusikstücken, Orchester- und Kirchenwerken, steht wie ein kolossaler Granitblock im Meere des Tonreiches. Immer neue Tonwellen umbranden ihn, doch er steht, rekt sich, als wenn ihn der Drang der Wogen im Laufe der Jahrhunderte noch größer und unsagbarer machte.

Beethoven: „Händel ist der größte Komponist, der je gelebt hat. — Ich würde mein Haupt entblößen und auf seinem Grabe knien“.

Beethoven: Händel ist der unerreichte Meister aller Meister! Geht hin und lernet mit wenig Mitteln, so große Wirkungen hervorbringen.

Mozart: „Wo Händel wolle schlage er ein, wie ein Donnerwetter“.

Glück führte einen englischen Sänger vor Händels Portrait und sagte: „Das ist das Bild des begnadeten Meisters unserer Kunst; wenn ich morgens die Augen öffne, blicke ich verehrungsvoll auf ihn und wir schulden ihrem Lande das höchste Lob, daß es diesen gigantischen Genius geehrt und geliebt hat“.



Waldemar Baller

Originalnovelle von Hans Seibel

(Schluß.)

Die täglichen Abendkonzerte lockten immer mehr Gäste heran. Waldemar verstand mit imponierendem Ernst auch diese sogenannten „Bierkonzerte“ künstlerisch zu heben. Er brachte immer mehr gutes Programm und verdrängte allmählig die moderne Gassenhauermusik gänzlich. Das hohe Niveau seiner Konzerte eroberte bald das beste Publikum. Aber die größte Aufmerksamkeit schenkte man seiner Person selbst. Er machte viele Bekanntschaften und hatte oft zu viele und auch zudringliche Verehrer und Verehrerinnen. Er ward populär. Einladungen, kleine Liebesabenteuer brachten ihn in das Fahrwasser des reizenden, sprühenden Luxuslebens der Weltstadt. Wer hätte den überlegenen Weltmann wiedererkannt, als er noch vor einigen Monaten reis für die Spree sein niedriges Dasein fristete. Die Hochflut der Großstadt wellt tausend Möglichkeiten auf und ab. Ein wenig lachendes Glück und man schaukelt hoch oben an dem sprudelnden Wogenkamm.

Der große Saal winnelt von Besuchern. Die Seidengewänder rauschten, Besteck und Teller klirrten leise, die eleganten, befrachteten Kellner liefen geschickt einher. Die majestätischen Töne des Tannhäusermarsches hallten über dem verstummenden Geseum. Ab und zu knallte ein Sektpfropfen, ein helles Lachen verhallte irgendwo. Die Klänge brausten zum breithinwallenden Schluß. Wie ein Orkan erhob sich der Applaus. Immer wieder mußte sich der Kapellmeister verneigen. Die Stimmung im Saal war auf dem Höhepunkt. Eine große Gesellschaft kam an. Mehrere elegante Herrn in höchster Konzertgala drängten sich um eine auffallende Schönheit. Groß und schlank, in vornehmster Abendtoilette nahm die Dame an einem großen, reservierten Tisch Platz und wie Sterne um die Sonne, deängte sich alles in ihre Nähe. Die leuchtenden Akkorde und Arpeggien aus der Peer Gynt Suite „Morgenstimmung“ erhoben sich jubelnd über dem Stimmengewirr. Alles verstummte, immer mächtiger quollen die Harmonien hervor, immer intensiver und rauschender. Bei dem gleißend — machtvollen Fortissimo der Edurakkorde hatte man tatsächlich das Gefühl, als ob plötzlich die Morgensonne über dem Horizont aufgegangen und alle Fernen mit der blutroten Pracht ihrer flammenden Edurharmonie überschüttete. Alles lauschte gespannt. Immer tiefer sank das Rauschen bis es im lieblichen Pianissimo verklang. Die stille Morgenpracht der düstergetauchten nordischen Fjorde erstand vor dem lauschenden Publikum. Applaus und wieder Applaus. Waldemar gab den träumerischen Dorfschwalbenwalzer als Zugabe. Erst dann legte sich die Begeisterung. In der Pause fragte Waldemar den Besitzer des Ensembles wer die vornehme Dame drüben sei. „Die neue Operettendiva am „Theater des Westens“, Fräulein „Marie Lönhoff“ „Ach!“ Er fand keine Worte. Das war eine Überraschung. Waldemar hatte wohl von Mariens Gesangsstudium er-

fahren, aber dies hätte er niemals erwartet. Er sah jetzt interessiert hinüber und siehe gerade war die Dame aufgestanden und winkte ihm auffallend freundlich zu. Sie hatte den Freund erkannt. Waldemar verneigte sich höflich. Er war verwirrt. Was wollte Sie von ihm? - Er ärgerte sich und war so seltsam erregt. Er hatte das kleine Liebesabenteuer nie ganz vergessen können und nun war sein Blut in ärgerliche Wallung geraten. Nach dem nächsten Orchesterstück kam ein Kellner mit einem Billetchen: „Bitte Herr Kapellmeister uns mit ihrer liebenswürdigen Anwesenheit an unserm Tisch zu beehren. Marie Lönhoff“. Er übergab den Stab seinem Stellvertreter. Er mußte hin, wenn er den Anstand wahren wollte. Sie kam ihm einige Schritte entgegen, begrüßte ihn so herzlich als alten Bekannten, daß er sein beabsichtigtes kühles Wesen sofort ablegen mußte. Sie zog ihn neben sich an den Tisch, überhäufte ihn mit Lob und hundert Fragen; daß die Verehrer unangenehm betroffen und neidisch den „gefährlichen Rivalen“ in Waldemar witternd, sich schmollend ihren Sektgläsern widmeten. Sie hatte ihm die zunächst sitzenden Herren vorgestellt. Baron So und So, Graf von Schachwitz, Hofopernsänger Mayer. Er war entzückt von ihrer natürlichen Liebenswürdigkeit, versprach sie zu besuchen. „Wie wird sich mein Mütterchen freuen, aber bitte schon morgen Waldemar“. Den ganzen Abend war er aufgereggt und angeregt.

Wie heimlich war doch alles bei der verwöhnten Sängerin, die so rasch Karriere gemacht. Zu Hause war sie einfach bürgerlich gekleidet und lebte mit ihrer Mutter still und ohne allen Aufwand. Waldemar fühlte sich zurückgesetzt in die alte, reine, glückliche Zeit, als noch der alte Lönhoff lebte und er, wie ein Sohn des Hauses da verkehrte. Die alte Mutter weinte fast vor Freude über den überraschenden Besuch. Und wie war Marie sicher und ruhig im Auftreten. Sie war üppig und groß geworden. Tatsächlich eine frappierende Erscheinung. Dabei hatte ihre einfache Liebenswürdigkeit, ihre verführerisch schelmischen Augen, ihre entzückende Lebhaftigkeit nichts an Reiz verloren. Als wenn die lange Trennung gar nicht gewesen wäre, saßen die jungen Leute traulich beieinander. Waldemar hatte auch seine anfängliche, aufgeregte Vorsicht vergessen und da gab es ein Fragen, Erzählen ohne Ende. Beide hatten in diesen fünf Jahren viel erlebt. Bald saßen sie beim Klavier und sie, die Operettendiva überraschte den Jugendfreund mit tiefaufgefaßtem Vortrag von Schubert- und Brahmsliedern. Wie entzückend klang das „Immer leiser wird mein Schlummer“, oder die „Maiennacht“. Waldemar konnte nicht genug hören, aber die Zeit verflog und beide rief der Beruf. Nun wollten sie jeden Tag musizieren.

Waldemars leicht erregbares Blut war bald wieder aus dem Gleichgewicht. Die erste Störung während seines Aufstieges, seines ernstesten Arbeitens mit dem Orchester. Er sah sofort ein: Hier gibt es nur ein „Entweder, Oder!“ für ihn, wenn er die Ruhe nicht verlieren sollte. Er war entschlossen um Marie zu werben und in kürzester Zeit. Entweder sagte sie zu, oder mußte er sich ganz losreißen, von dem quälenden Bann, der ihn zu verfolgen begann. Nach jedem Besuch bei Lönhoffs peinigte ihn der Gedanke, sie auf der Bühne zu wissen, von Verehrern belästigt und tausend klüsternden Augen betastet. Unberechtigte Eifersucht machte ihn nervös und mißgestimmt. Zum erstenmal begann der Dämon seiner Natur, das Unbefriedigtsein mit seinem Beruf, ihn in dieser neuen Stellung zu verfolgen. Sein Ehrgeiz war gewachsen. Seine Phantasie sah ihn vor einem großen Orchester. Im Geiste dirigierte er die kostbaren, tiefen Sinfonien seiner vergötterten

Meister. Es war ja doch eine Schmach, bei gedeckten Tischen anständige Musik zu betreiben. Der Drang nach Vollendetem flammte wieder auf und so war es kein Wunder, wenn er sein Orchester zu vernachlässigen begann. Er arbeitete nebenbei an einem dramatischen Werk, das ihm viel Zeit und seine Kräfte sehr in Anspruch nahm. Das Unbefriedigtsein im Innern eines jeden, tiefer veranlagten Künstlers, zehrt wie ein Dämon an dessen Ruhe. Immer wieder wird dieser Dämon sein Haupt erheben, bis dem Künstler das Schicksal sein im tiefsten Innern begründetes Verhältnis zu seiner Kunst gebracht. Dieser dämonische Drang, der im Wesen aller Künste verborgen lauert, konnte die Großen im Reiche der Musen zu jener oft nicht zu begreifenden Fülle des rastlosen Schaffens zwingen und dieser dämonische Drang, mußte den schwächer veranlagten Künstler, — ach wie viele solcher Unglücklichen kennt gerade die Musikgeschichte — notwendig zersetzen und zerbrechen.

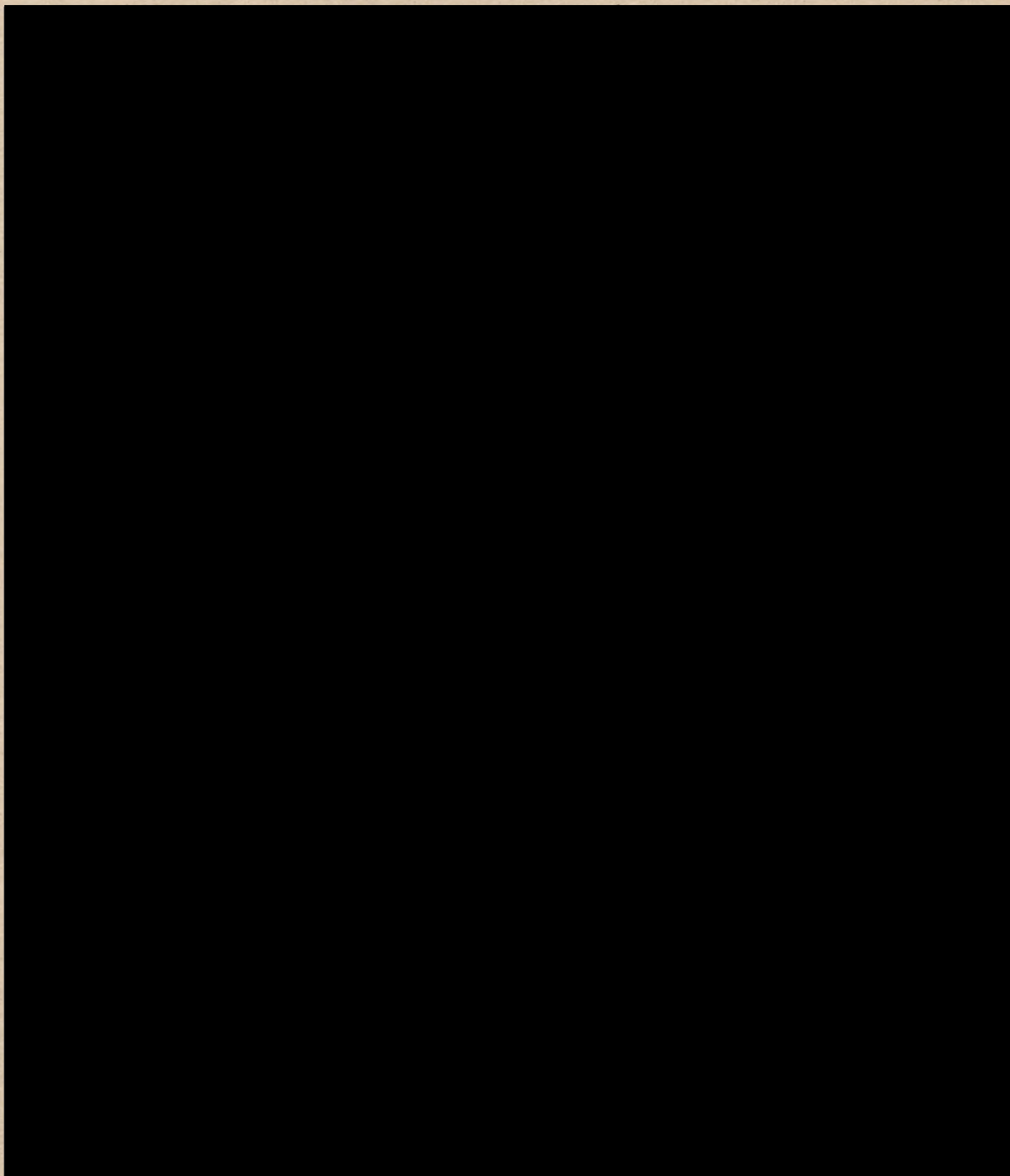
Heiß lohnte die Liebe der beiden Menschenkinder zu einander auf, die das Schicksal wieder zusammengebracht. Die Jugendliebe wiederholte sich verzehrender, tiefer, sinnlicher. Ihr Blut drängte zu einander, alle Hindernisse niederreißend, jubelnd mit nicht unterdrückbarer Macht. Das Verlöbniß versetzte auch die alte Mutter in seligste Zufriedenheit. Liebt sie ja Waldemar, wie sie einst ihren eigenen Sohn geliebt. Nichts war ihr erwünschter, als Waldemar zum Schwiegersohn zu haben. Eine neue glückliche Zeit rauschte an Waldemar und Marie vorbei, alles Sehnen und alle Zweifel, alle Künstler Sorgen vergoldend. Wie waren diese Menschen für einander geschaffen! Ihre Vereinigung war eine Schicksalsnotwendigkeit. Unerhörtes Glück flutete über sie herein in den seligen Stunden ihres Beisammenseins. Die Tiefe der kostbaren Lieder Schuberts, Brahms, Beethovens, Wolfs und vieler Liedergrößen, blühte ihnen zu innigster Verzückung auf. „Von ewiger Liebe“, „Traum durch die Dämmerung“, „An die ferne Geliebte“ jene Hohegesänge sehnendster Liebe, erregten die beiden zu überwältigender Begeisterung. Für sich leben, für sich musizieren, an die hastende, frivole Welt draußen nicht denken, ganz aufgehen in dem Übermaß künstlerischen Empfindens, was ja eins war, mit beseligendem Lieben. Die ersten Monate, nach der Hochzeit, verflogen in diesem jubelnden Liebesrausch. Angeregt komponierte Waldemar. Es waren ihm einige prachtvolle Lieder gelungen, die seine Gattin mit wärmster Begeisterung hinhörte. Er gedachte, manches in seiner Oper zu verwerten, die vorläufig im Schreibtisch ruhte. Marie hatte seinem verzweifelt Bitten das große Opfer gebracht, von der Bühne zurückzutreten. Ein ungeheueres Opfer für eine angehende Künstlergröße. Ein Opfer, das man nur unbegrenzter Liebe bringen kann. Waldemar verdiente ja so viel Geld, um anständig auskommen zu können und beide setzten auf die Zukunft große Hoffnungen. In seiner Oper sollte Marie die Hauptrolle singen, was ihr ein Ersatz für alle Operettensingerei erschien.

Waldemar arbeitete nun hoffnungsbelebt, intensiv an seinem Werk. Die austauschenden Hindernisse, bei der Instrumentation, suchte er durch Fleiß zu bewältigen. Es war eine aufreibende Tätigkeit. Er wurde zerstreut, nervös, selbst sein liebes Weibchen konnte er für kurze Zeit vergessen, um sie dann aber mit dem ganzen Temperament seiner überströmenden Liebe, zu beglücken. Marie war häuslich genug erzogen, um Waldemar das Leben und Arbeiten zu erleichtern. Sie hatte ein so geschmackvolles, künstlerisches Heim geschaffen, welches trotz Einfachheit die wenigen Freunde, mit denen sie im Zusammenhang blieben, nicht genug bewundern konnten. Zu ihrem Geburtstage

hatte sie Waldemar mit einem echten „Leistikow“ beglückt. Einem stillen Winkel aus der Mark. Ein dunkles, lauschiges Waldesidyll, als Erinnerung ihrer ersten kindlichen Liebe. Das war ihr wertvollster Besitz. Einige kostbare Reproduktionen: ein Sonnenuntergang von Van Gogh, ein „Segantini“, Böklins „Triton und Nereide“ und die kleinen Aquarellskizzen Waldemars, die Marie immer besorgt und gerne hatte schmückten die Wände. Wenig Möbel, aber ernst, einfach, geschmackvoll. Rasch flogen die Monate dahin. Die Oper ging ihrem Ende entgegen. Marie konnte ihre Rolle schon bis in alle Einzelheiten. Waldemar begann immer öfter sich durch seinen Konzertmeister vertreten zu lassen und mit seiner Gattin ganze Abende hindurch, an der Oper zu feilen und zu üben. Eines Tages war die Partitur vollendet. Nun kam die Sorge das Werk auch herauszubringen. In Berlin war wenig Hoffnung dazu vorhanden. Sein Name war zu unbekannt. Er schickte es an mehrere Bühnen zur Begutachtung. Es gab Ärger und Verstimmung genug, wenn sie mit kurzem Schreiben: „Vorläufig unmöglich zur Aufnahme, da mit Arbeit überhäuft“ oder sogar: „Das Sujet zu unwirksam“ „Sie müßten manches streichen, da Aufführung zu langwierig und schwierig.“ Höflich lehnten die meisten Bühnen ab. Es hieß Geduld haben. Waldemar konnte seine Mißstimmung nicht beherrschen. Sein Orchester schien ihn nicht mehr zu interessieren. Sein Freund Hans machte ihm freundschaftliche Vorwürfe: „Wir dürfen nicht nachlassen, überall regt sich die Konkurrenz und der Besitzer des Etablissements hatte sich wegen unbegründetem Wegbleiben des Dirigenten beklagt. Sei nicht böse Waldemar, ich will Dir Dein Familienglück nicht stören, aber der Dienst muß eingehalten werden.“ Waldemar brauste zornig auf, aber sein guter Hans wußte ihm so lieb zureden, daß er schließlich alles versprach. Ost kehrte er zerschlagen und matt in sein Heim. Marie merkte den Kummer und litt mit ihm. Sie suchte seinen gekränkten Ehrgeiz zu besänftigen, ihre Fröhlichkeit, ihre zärtliche Liebe ließ ihn oft vergessen und er konnte bei seinem Weibchen herzlich lustig sein. Doch, der Dämon nagte an seinem Gemüt. Es mußte etwas geschehen. Er entschloß sich seine Oper auf eigene Kosten und in eigener Leitung zur Aufführung zu bringen. Es war ein wahnwitziger Gedanke, den er sich in den Kopf gesetzt hatte. Seine unpraktische Natur hatte an die tausendfachen Schwierigkeiten dieses Planes nicht gedacht. Weder von seinem wohlgesinnten Freund Hans, noch von seiner Gattin ließ er sich abreden, die in Bühnensachen genugsam Erfahrung hatte. „Es muß gehen und es wird gehen!“ Mit brennendem Eifer ging er an die Vorbereitungen. Sein Orchester stand ihm zur Verfügung. Freilich mußten die Proben auf den Nachmittag gesetzt werden, die Musiker für jede Probe entlohnt werden. Die Solokräfte wurden mit Mühe zusammengeworben. Auch da, war es Hans, der sich nun völlig der Sache widmete und das fast unmöglich scheinende so weit brachte, daß mit dem Einstudieren begonnen werden konnte. Ein kleiner Verein übernahm die Chöre. Es waren Wochen erregender Arbeit mit hundert Hindernissen. Überall war Waldemar und entwickelte eine Energie, die man ihm nie zugetraut hätte. Marie sah ihn besorgt Tage und Nächte arbeiten. Er war guter Laune, und vertröstete sein Weibchen. „Es ist bald geschaffen, dann ruhn wir auf den Lorbeeren und ich werde Dich nie mehr so vernachlässigen liebes Kind.“ Marie arbeitete redlich mit. Nichts war ihr zu viel, nur die Gesundheit ihres Mannes beunruhigte sie. Das scharfe Gesicht nahm wieder jenen asketischen Ausdruck an, den wir von früher an ihm kannten. Nach den Proben ging

er matt und überdrüssig in den Abenddienst. Er hatte zu viel auf sich genommen, das begann er einzusehen, aber nun konnte er nicht mehr zurück. Jeden Tag türmten sich ihm neue Schwierigkeiten entgegen. In den Noten waren zahlreiche Abschreibfehler, deren Verbesserung zeitraubend war, mit dem Chor, der aus Dilletanten bestand, hatte er seine Not, umsomehr, als er mit dem Einstudieren die nötige Langmut und Geduld nicht hatte. Einige Sänger blieben beleidigt fort. Mit dem Damenchor ging es noch schlimmer. Die Eltern waren mit dem Auftreten ihrer Töchter nicht einverstanden. Waldemar begann zu toben über diese grenzenlose Spießerei, die ihm alles über den Haufen zu werfen, drohte. Und noch waren die Dekorations-sorgen da, die massenhaft Geld verschlangen. Schon hatte er Schulden machen müssen. Noch ein unerwartetes Ereignis trat ein. Die alte Mutter Marias wurde schwer krank. Marie widmete sich ganz dem geliebten guten Mütterchen. Sie konnte nicht mehr so mithelfen, mußte selbst ihren Gatten vernachlässigen. Innerhalb einer furchtbaren Woche starb die alte Frau. Da brach Waldemar zusammen. Die Proben stockten. Eine Erkältung zwang ihn ins Bett. Der Verzweiflung nahe, konnte ihn seine tapfere Gattin, die all diese Prüfungen mit Heldengröße hinnahm, kaum im Bette zurückhalten. Der Arzt konstatierte Lungenentzündung und prophezeite langwierige Krankheit. Der überanstrengte Künstler ging zusammen, wie ein Greis: apatisch, geistesabwesend lag er da; alles schien aus zu sein. — Marie hatte bittere Nächte. Sie pflegte ihn mit gesteigerter Liebe, rastete nie, tröstete und belebte den armen Menschen so, daß nach einigen Wochen bedeutende Besserung eintrat. Es war eigentlich nur das rasend aufregende Überarbeiten die Schuld an seiner Krankheit. Bald konnte er wieder vor seinem Orchester erscheinen, aber ganz erholte er sich nicht. Doch Geld mußte beschafft werden. Er war in Schulden geraten durch sein Sorgenkind, seine Oper. Zu Hause fehlte es oft an allen Ecken und Enden, so daß Marie eines Tages sich zu einem neuen Engagement entschloß. Die ersten Auftritte entwickelten sich zwischen dem Ehepaar. Er wollte nichts wissen von ihrem Engagement, wie sehr sie ihn auch überzeugte und bat.

Die Zeit verging, die Sorgen mehrten sich, die Schulden auch. Waldemar hatte die Anziehungskraft beim Publikum verloren, da er stets schlechtester Laune war. Seine Krankheit, seine immer größere Nachlässigkeit führte zum Kündigen des Engagements, was Hans schon lange befürchtet hatte. Nun war guter Rat teuer. Mit Hans kam er auch auseinander. Marie war ja da und sie suchte die Gelegenheit auszunützen, dem hartnäckigen Künstler die Notwendigkeit eines Engagements zu beweisen. „Du mußt Dich erholen Waldemar, Du wirst mein „Impresario“ scherzte sie „sei doch klug Männchen“. Nichts konnte ihn mehr reizen, als diese ewige „Operettenwirtschaft“ mit der ihn seine Gattin belästigte. „Ich werde schon genügend Geld verdienen, Du sollst nicht unter dies Operettengesindel. Ich könnte es nicht mitansehen.“ Umsonst war alles. „Nein, nein, nie!“ Alles konnte sie verlangen, nur in dieser Sache blieb er hartnäckig. Waldemar lief bei den Agenten herum, komponierte und fand auch für kleinere Sachen Verleger. Aber das Geld lief zu spärlich ein. Marie mußte den „Leistikow“ verkaufen. Ein Kunsthändler zahlte 600 Mark. Einige Wochen war die Geldnot behoben. Bald meldeten sich aber wieder die Gläubiger, Ausgaben über Ausgaben wuchsen und die Einnahmequellen sickerten spärlich. — Nun konnte das Marie nicht weiter ansehen. Hinter Waldemars Rücken ging sie ein neues Engagement mit dem Theater des Westens ein. Sie kam mit dem



Marg. Depner, Steinzeichnung.

unterfertigten Kontrakt. Geistesabwesend hielt er den Kontrakt in der Hand. „Bist Du wahnsinnig!“ schrie er plötzlich seine Gattin an. Das war nun doch zu viel. Sie hatte genug gelitten, nun stieg der Löhnhoffische Troß empor. „Du bist wahnsinnig! Denkst Du ich werde Deinen Launen zu Liebe im Elend verkommen?“ Er hatte sie nie so wild gesehen. Er erbleichte und ward ganz still. Tiefes Schweigen zog einen unsichtbaren Strich zwischen die beiden. — Leise bittend kam sie zu ihm: „Sieh Waldemar, alles kann noch gut werden, der Kontrakt ist geschlossen, folg Dich darein, wenn Du mich nur noch ein wenig lieb hast!“ Tränen perlten ihr aus den lieben treuen Augen. „Geh, geh, wir sind fertig.“ Unheimlich hart und gleichgültig klangen die Worte. Er ging ohne sich umzusehn fort. Schluchzend brach sie zusammen.

* * *

Marie wartete und wartete. Immer noch hoffte sie. Tage vergingen. Auf jeden Schritt, jedes Geräusch sprang sie erregt auf. War er es? Der Herbststurm rüttelte nur an Tür und Tor. Auf den Straßen lag feuchter Dunst. Eingehüllt eilten die Menschen den Theatern, Konzerten zu und wenige verspätete Arbeiter trotteten harten Schrittes nach ihrem Heim.

Die verflogenen Jahre der Ehe, des kurzen, sorgenlosen Theaterlebens, die blendenden Erfolge, das kurze Liebesglück, dann die bange Zeit der schweren Prüfungen des letzten Jahres, bewegten das junge Weib. Erinnern und tiefste Trauer. — Von dem aufopfernden Freunde Hans hatte sie über ihren Mann Nachricht. Hans hatte alles versucht, um den kranken Widersinn des hartnäckigen Menschen umzustimmen. „Er muß sich austoben“, meinte er „er kommt schon wieder.“ — Marie raffte sich auf. Der Kontrakt rief sie zur Pflicht und leben mußte man. Die Beschäftigung mit ihrer Rolle, — sie sollte mit der Adele in der „Fledermaus“ debütieren — belebte sie. Mit Bestimmtheit glaubte sie an eine Ausöhnung und alles würde wieder gut werden. Den kranken, nervösen Mann bedauerte sie so tief, die Liebe zu ihm hatte nie gewankt und gerade diese verzehrende Liebe gab ihr die Kraft und die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft. Sie waren ja noch so jung, ein ganzes Leben, vielleicht ein reiches, frohes Leben lag vor ihnen. Nein, es mußte sich zum Guten wenden.

Es ging im Hause geschäftig zu. Marie hatte die Kostüme hervorgefacht. Das Mädchen, ein fröhliches Ding, half ihr anprobieren und richten. Wie schön doch die junge Frau aussah. Das Dienstmädchen war Feuer und Flamme. Abend sollte die Herrin auftreten. So rasch verging der Tag. Schon kam die Droschke. Marie fühlte sich merkwürdig erregt, als sie durch die Kullissen ins Publikum schaute. Das war ein Summen unten, ein Blitzen und Leuchten vom Glanz der Toiletten, wirre Bewegung. Doch ihr Auge suchte einen. Bis in die höchsten Galerien hatte sie alles abgesehen. Er war nicht da.

* * *

Um diese Zeit wankte Waldemar unstet. in wüstem Geisteszustand. In den Stehbierhallen der untern Friedrichstraße irrte er geistesabwesend umher. Lange hatte er in die Wasser der Spree gestiert von der Weidendammer Brücke, bis ihn ein Polizeimann anschrte. Er schlich ins Café Mozart, wohin ihn schon früher der Name des geliebten Sonnenjünglings oft hineingelockt und er die Ironie so gutmütig belacht hatte. Dann ging er raschen Schrittes immer weiter die belebte Riesenstraße hinunter. Er war in aufgeregten Schritt gefallen, als wenn er große Eile hätte. Immer weiter durch abgelegene,

menschenlose Straßen jagte er dahin. Raslos, ohne sich umzusehn. Der Spätherbstregen stob ihm ins Gesicht, der Wind schüttelte ihn, er eilte nur immer rascher. Die Stadt lag hinter ihm, nun ging es durch den Wald. Die Bäume ächzten, die dunklen Kottannen rauschten, der Mensch schien nicht zu hören, nicht zu sehn. Stundenlang war er so gewandert, keine Müdigkeit schien ihn zu hindern. Plötzlich stand er am See, am dunklen, unheimlichen Wasser. Er erschrock. Was wollte er? Nein, nein! Den See entlang begann er die Wanderung weiter. Der Wind heulte um ihn, die aufgepeitschten dunklen Fluten gurgelten, die Bäume schienen sich den eilenden Erdenwurm stürzen zu wollen. Ein Dämon schien ihn zu jagen. Da schrie er irr auf, er überschrie den Sturm und heulte mit den krachenden Bäumen: „Jetzt tänzt sie, jetzt wirft sie die Beine hoch, sie tänzt, sie tänzt!“ Immer dasselbe schrie er mit schriller Stimme und die Bäume tanzten um ihn, die Wasser tanzten, die Erde tanzte. Er taumelte, fiel, sprang auf, fiel, ein Dämon schien ihn zu stoßen, zu werfen, immer näher den Wassern zu. Ein markerschütternder Schrei, die Flut gluckste auf, hoch spritzten die Wasser Stille. Die Bäume standen ruhig, erhaben in der windlosen Einsamkeit, der Herbststurm hatte sich gelegt. Nacht, lautlose Einsamkeit. Der Herbst hat sich ausgetobt, nun kam der Winter.



Karstschlacht

von Ervin Neustädter (Kronstadt)

I.

In flimmernder Glut fiebernd das Odland, verwitert, zerschunden, wie vor entsetzlichem Grausen im Todeskrampf erstarrt.

Zitternd, summend tänzt die Luft über dem bläulich-grauen Fels, über dem Gewirr lehmgelber Sandfäcke, dem greulichen Wust zerschmetterter, verbogener Holz- und Eisentrümmer, Hindernisse, Balken, Traversen, Draht, verrenkten Gliedern gleich, in stummem Aufbäumen, erstarrt ringsum.

Was soll die plötzliche Stille?! Noch gelst in allen Ohren das Schreien, Schmettern, Krachen und Tosen des Trommelfeuers und jetzt diese Stille — ?!

Lähmend, atemraubend/preßt sie die Kehlen zu, drückt den Magen in den Hals hinauf, gibt den aufgepeitschten Nerven einen Stoß: „Auf!!!“

Und allenthalben taucht es empor aus Schutt und Blut, Trümmern und Leichen; einzeln hier, und dort in Gruppen, geduckt, verkrummt, fahl-grau — die Überlebenden.

Weitausegerissen spähen die übernachtigen, fiebrigen Augen über die Trümmer der Brustwehr, durch die Spalte des Schutzschildes — feindwärts, glohen, starren, spähen.

Und gelb, grün, dunkelgrau, schwarz, in dichten Schwaden, wälzt es sich über die Stellung. Rauchkronen schweben, Qualmbäume bällen sich, schieben sich, wallen, wogen, zerflattern, zerfließen Zerpulverter Stein, herb wie Bittermandel, glimmende Balken, Schwefel, Ekrafit hauchen ihren giftigen Atem in die Gesichter, kitzeln die Nase, würgen den Hals, krallen sich in die Augen.

Und die Augen quellen und starren und spähen in die glühenden, flimmernden Schleier.

Und die Hitze schwingt.

Dunkle Rinnen gräbt der Schweiß durch die grauweißen, staub- und schmutzverklebten, glühenden Gesichter.

Die Faust umklammert das Gewehr, lockert den Dolch, die Handgranate.

Und die Augen spähen und spähen.

"Will „Er“ denn noch nicht kommen — der Hund — der — ?!" so quält es sich in dumpfer Wut über die trocknen, lechzenden Lippen, die lange schon den letzten Tropfen wärmen Wassers aufgesogen.

"Da — was ist das — dort — halb rechts am Gang?! — Graue Helme — lange Bajonette?!"

Und schon gelst es die schütterte Linie entlang: Jönnek: Jön a digó*) — Schießen!!!

Und knatternd peitschen die Schüsse die Front entlang.

Und da heult's heran und über unsere Köpfe hin — zischt und kreischt — wie wenn man Seide zerreißt — und wühlt sich drüben knirschend, verstend, schmetternd in den Fels. Körper, Blöcke, Balken wirbeln in die Luft in qualmender Fontäne.

Hurra! Unsere Artillerie! Das Sperrfeuer kommt zu rechter Zeit, denn drüben quillt es jetzt hervor in dichten Schwärmen; geduckt hasten sie vorwärts, in langen Sähen. Da heult's heran Zzziiuuuu — Brumm!!! Bliz, Krach, Schlag!!! Sie taumeln, fallen, stoßen — ein blutig Chaos wälzt sich wimmernd zwischen Felsen, Drähten, Trümmern.

Und weiter — Schlag auf Schlag; wuchtig, zermalmend, ein ungeheurer Hammer auf dröhnender Eisenplatte.

Die Ohren gellen; die Felsen fliegen; der Kopf duckt sich zwischen die Schultern, preßt sich an den Gewehrkolben — und Schuß auf Schuß in die graue Masse dort, in bebender Luft und Wut. Nur hinein, schnell, schneller! Der Lauf glüht, der Verschuß klemmt sich, ein Fluch! und weiter — schneller, schneller — und da rast es los, kichernd, meckernd, höhnisch, gräßlich — die Maschinen-Gewehre! Und da flutet die graue Woge zurück — zerschlagen, zerschossen, blutend, zerfetzt.

Und wieder senkt sich Stille nieder.

Man sinkt zusammen, wo man steht; die Augen starren rot und gequollen in's Leere. Das Gewehr zwischen den Knien, fingern die Hände dran herum, streichen über den Verschuß, führen einen neuen Rahmen ein, mechanisch, geistesabwesend. Und man sitzt und wartet, wartet.

Und ein eckler, sad süßlich-schwindelnder Geruch legt sich beklemmend auf die Lungen. Und hier und dort ein langgezogener, grauiggreller Schrei, daß einem der Rücken kalt hinunter friert; und allenthalben Stöhnen, Achzen, kindisch-unverständlich Lallen. Und man wartet, wartet, wartet.

Und da wankt es durch den Graben heran, was noch gehen kann, zurück — dem Hilfsplatz zu.

Auf blutigem Stumpf humpelt da Einer vorbei; einer Schlange gleich zuckt die entrollte Wickelgamasche dem Stolpernden nach, und zerrt den Fuß im Bergschuh hinter sich.

Und da, mit eingekniffener Unterlippe, käsbleich, doch bolzengrad wie immer, schiebt sich der alte Pánity heran. Mit seiner Linken hält er die Rechte am Handgelenk gefaßt und schlenkert so, ohne ein Wort zu sagen, den zerschmetterten Ellbogen vor meinen Augen hin und her. Die Splitteln starren durch den Armel — gräßlich!

Und hier stolpert der Molnár heran; kaut mit zufriedensblödem Grinsen an einer Zitrone, und in dünnem Strahl pumpt aus seiner linken Schläfe das Blut.

*) „Digó“ Spitzname der Italiener von den ungarischen Regimentern der Karstfront gebraucht. Entspricht etwa dem Kugelmacher.

Ich frage ihn, wie es steht, dort drüben am rechten Flügel, woher er kommt. Er glökt mich an, verständnislos. Ich frage noch einmal; er grinst, zieht die Zitrone aus dem Mund, beseht sie sich genau von allen Seiten, lächelt zufrieden, steckt sie an ihren alten Platz und — taumelt weiter.

Und der Dóczy kommt, und der Bönghyk und der Makai, und alle frag' ich und immer dasselbe: sie seh'n mich an aus Grauen-tiefen Augen, zucken die Achseln, müde, verloren, und taumeln wortlos weiter.

Teufel! Das rüttelt mich doch auf! Was ich zuerst nur so gedankenlos gefragt, nur eben um zu fragen, meine Stimme zu hören, das steht jetzt quälend auf: Was ist denn nur dort los, am rechten Flügel?! Und langsam dämmerts auf: Ich bin doch hier verantwortlich! bin Führer, muß das wissen! Muß!! Und das reißt mich hoch.

„Wer kommt auf Patrouille?“

Stumpfsinnig-verlegenes Schweigen.

Na — zu verstehen ist's ja; aber da hilft nichts — es muß sein!

„Also dann kommt ihr drei da! Jeder drei Handgranaten in den Brotsack und Patronen so viel als möglich! Korporal Vázár übernimmt hier das Kommando und unterstützt uns falls was passiert! Verstanden? — Na also! — Vorwärts!“

Und fort schleichen wir, einer hinter dem andern, in dem um und umgewühlten Graben. Schutt, Trümmer, Leichen; kaum erkaltet sind sie oft und schon von Fliegenschwärmen umsummt. Aber anschniegen heißt's, wenn's Leben lieb ist, denn knapp $\frac{1}{2}$ m tief ist oft der Graben, und drüber hin — zischt wieder der Tod! Langsam nur geht's voran, unendlich langsam, die Hände, Knie, Ellbogen sind zerschunden, blutig und schmerzen. Die Kleider kleben am Leib — man ist wie in einem Dampfbad. Das Blut hämmert in Hals und Schläfen zum wahnsinnig werden.

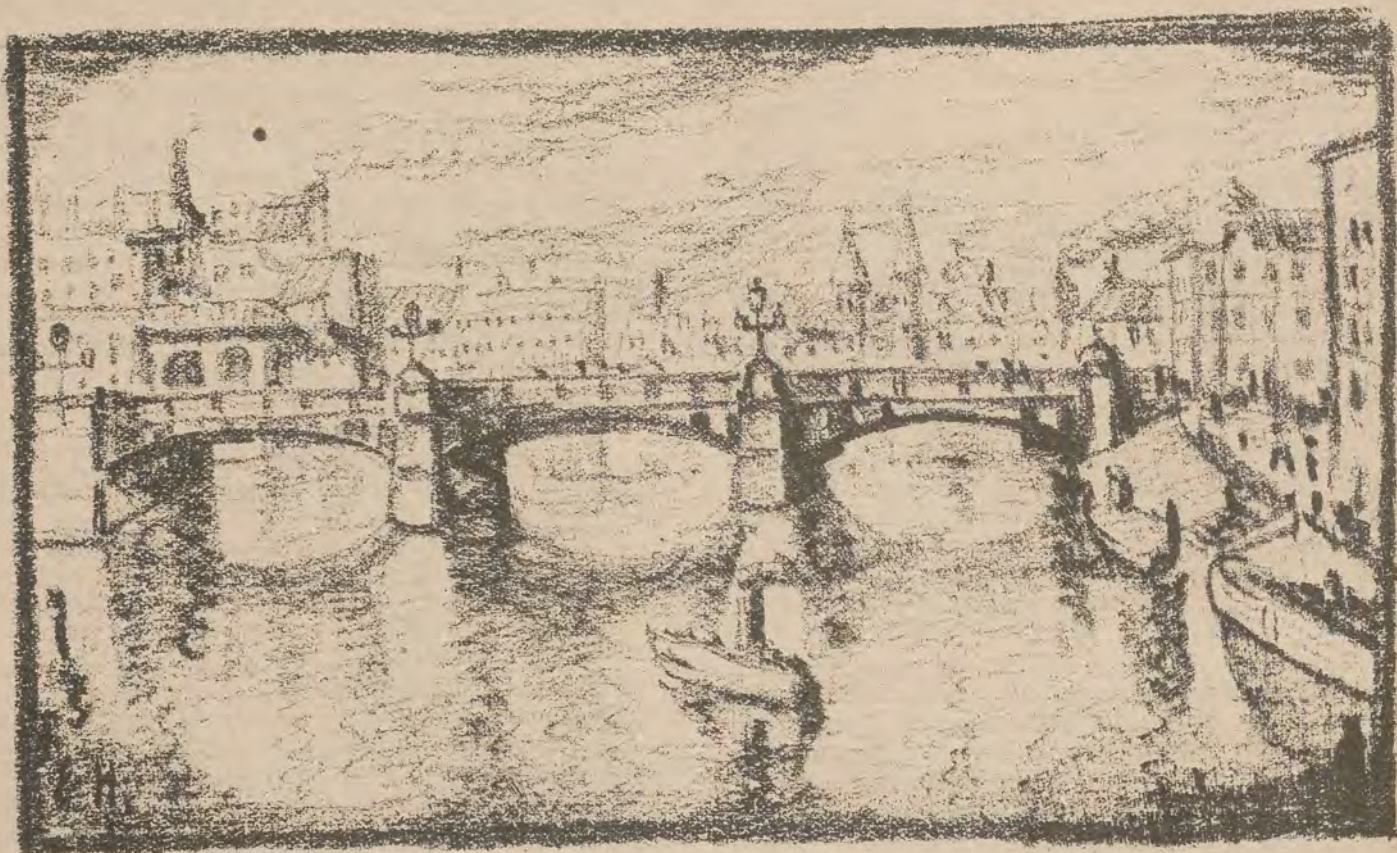
Aber langsam geht's weiter, den Graben entlang.

An jeder Traverse ein kurzer Halt, ein vorsichtiges Spähen um die Ecke — Nichts! Nichts — nur Tote, Tote und Trümmer. Und hier — ein Volltreffer in ein Maschinengewehr-Nest. Fünf — sechs Leichen über einander, darunter, durch ihre Leiber wie geschützt und fast verdeckt — das Gewehr. Und über sie verstreut der Inhalt einer Brieftasche: Feldpost- und Ansichtskarten; solche bunte, glänzende, mit einem Krieger drauf und seinem Schatz, und einem Verschen in der Ecke, wie sie eben unsere Bakas lieben; und hier — „Húsvéti üdvözetek“ — ein Küchlein vor einer roten Eierschale.

Ein furchtbar würgendes Gefühl steigt mir den Hals hinauf; vor den Augen beginnt's zu flimmern, sich zu drehen, schnell und schneller, der Boden hebt sich — ich sinke tief, schwebe, ohne Kopf, die Füße in der Höh', da tönt es plötzlich wie aus weiter, weiter Ferne: „Kadét úr — digók!“ „Hól?“ reißt's mich empor, in's Leben zurück, und ich reiße die Augen auf, „itt!“

Ach so! Tote nur — na, was ist denn weiter dabei?! Aber halt — dort jenem an der Brust baucht sich etwas — eine Flasche, aus Holz, rund wie ein Fäßchen — vielleicht — ein gieriger Griff — es glückt! Herrgott! die zitternden Finger bringen kaum den Stopfen heraus; aber dann! — ah — das ist neues Leben! Wie Feuer rinnt's den ausgedörrten Schlund hinab — Rotwein — Chianti! Oh, das tut gut! Und die Flasche geht von Mund zu Mund und wird geleert bis zum letzten Tropfen. Ah! „Most hadd jöjjön!“ — und die Augen funkeln.

Doch da — wir wollen eben um die nächste Ecke biegen, da reißt mich mein Bursch zurück: „Nézzé, ott jönnek!“ Und richtig! Keine 100 Schritt von uns bewegt



Emil Hönigberger, 2 Skizzen aus Berlin.

Zeltblatt verdeckte, länglich-steife Höckermassen, über eine Bahre, eine Kiste, in ein viereckig dunkles Loch.

Dunkel, Stickluft, Blutdunst, Karbol, Körper, weick-zuckende, stöhnende, ächzende, Inferno! Einen Augenblick erstarrtes Stehen, dann Händetappen, Augengewöhnen, und dann sickert aus der Tiefe ein Lichtschein über eine Stiege und Bahren und Körper — ach — da wär' ich ja! Endlich!

Und immer mehr schluckt das dunkle Loch herein, zieht der Schmerz hinab zum Lichtschimmer. Flehen, Beten, Fluchen und Ächzen und Wimmern und starr-stummes Brüten. Blut, Schweiß, Elend in Knäueln und Haufen und langgestreckt in zuckenden Schatten.

Und im kalt-bläulichen Grelllicht einer Azetylenflamme ein Tisch, darauf etwas gelb-weißes, lang und röchelnd, und darüber zwei Hände, kurz sommerprossig, und rötlich behaarte Arme aus einer Billrot-Schürze tauchend, und jetzt etwas Aufblitzendes — kurz — ein Aufschrei sticht in die Luft Jaiii! — gell, fürchterlich — verwimmert, — und die Hände und Arm glühen über und über in herrlichem Rot.

Und die Hitze schwingt im Raum, und der Blutdunst und das Karbol — und Alles beginnt zu wallen, zu wogen, sich zu drehen — langsam — Lampe, Messer, Arm, weiße Schlangen-Binden — wirrend, — noch langsam und jetzt schneller, immer schneller und man sinkt und taumelt kopfüber in rasende Wirbel, rote — dunkle Tiefen — — und man brennt ein Tier mit heißem Eisen — und das brüllt auf — gräßlich — man darf ja nicht! Nein! Nein!! Erschlagen muß man ihn — alle! Er — schl — a — gen — — — — —

Die Schlacht verblutet. Sie zuckt noch auf um die qualmenden Höhen, überrieselt sie mit ihrer Röte, krallt sich hier fest und dort, brüllt auf — verwimmert. Und die Nacht schleicht aus der schwarzen Schlucht hervor und wischt mit ihrem Schattensfinger über des Tag's staubverschweißtes, verglühendes Antlitz; wischt das Blut daraus, drückt das brechende Sonnenauge zu und zieht gelb-grüne, grauverdämmernde Schleier darüber.

Und ein langer Zug hinkt durch die Schlangengräben, stolpernd, stoßend, sich duckend, denn es kreischt und heult aus den Fernen heran, suchend, gierig, und schlägt zu mit malmender Franke, daß Flammenbäume wachsen und Donner rollen. Aber ihr saufender Sprung wird kürzer und kürzer, und müder, und vergrollt im knurrenden Dunkel.

Und man taucht heraus aus der Enge des Grabes in die windkühle, augenweite Freiheit der Straße.

Von den zerrissenen, zerwetterten Dämmer-Höhen windet sie sich qualvoll, ein grell-weißer Arm, herab, verschränkt sich mit ihrer Schwester Geradheit, die lang sich in's Dunkel dehnt, und schleicht an ihrer Seite müde talwärts.

Und dunkel pulst auf ihrer matten Weiße die Alder hin, und wälzt in langem Zug das Blut der Schlacht, — hin zur Schlacht — und zurück.

Es strebt und knarrt und mahlt im dichten Staube, stumm und düster, ohn' Ende, hinan zu jenen Höhen, denen noch letztes Leben entglüht in erstickenden, schweren Wellen. Es rollt und klirrt, rasselt und trabt, und wandert auf hunderttausend schleppenden Sohlen, keuchend, gebeugt, unter lastschweren Schultern vorwärts — nur vorwärts — dorthin, wo es noch immer grollt und mahlt mit knirschendem Kiefer und malmender Franke, das schlingende Ungeheuer. Und Rücken und Zugtiere, Karren und Geschütze,

Bataillone, Regimenter, Menschen, denkende, fühlende, lebende Menschen schieben sich stumpf und stier in seinen Rachen — ohn' Ende — Blut der Schlacht!

Und da — taumelnd, stützend-gestützt, langsam, ächzend wankt es zurück; mit weiß-roten Binden, tief-leeren Augen; schiebt sich und torkelt und sinkt zusammen, verröchelt im Graben — es perlt, rieselt, quillt versickert, betaut staubweiße Felsen und Straßen mit roten Schmerz-Perlen.

Blut der Schlacht, davon sie lebt und sich mästet, sich immer neu gebiert!



Unsere politische Kraft

von Otto Ott.

II.

Wie bei einer Kampftruppe der Gegner deren Schlagkraft nicht nur nach ihrer zahlenmäßigen Stärke, Ausrüstung und Organisation, sondern auch nach ihrem inneren Werte einschätzt, so ist auch bei einem politisch kämpfenden Volk sein Charakter von außerordentlicher Bedeutung. Von diesem Gesichtspunkt sind Völker von stark und deutlich ausgeprägtem Lebenswillen, fanatischem Zukunftsglauben und rücksichtsloser Entschlossenheit politische Kräfte, mit denen sich selbst die Staatsgewalt nicht gern und lang in Gegensatz stellt. Die Erfahrung hat gezeigt, daß in der früheren österreichisch-ungarischen Monarchie gerade jene Völker stets und endgültig zur Geltung gelangten, deren Lebensenergie, selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen, sich mit unbeugbarer Zähigkeit und unbeirrbarer Folgerichtigkeit Bahn zu brechen wußte. Unser deutsches Volk in Großrumänien besitzt wenig von diesen Tugenden und gerade darum ist es durchaus verfehlt seinen Stolz auf seine sonstigen guten Eigenschaften: Ordnungssinn, Pflichtgefühl, Gesetzesachtung u. s. w. stets aufs neue wachzurufen. So staatszerhaltend diese auch sind, so nützen sie doch wenig wenn es den Kampf um die nationale Existenz gilt und in ihrer Einseitigkeit und Übertriebenheit können sie — wie das Beispiel der Banater Schwaben beweist — ein Volk an den Rand des nationalen Unterganges führen. Es wäre traurig um das deutsche Volk bestellt und kein Grund vorhanden sich zu ihm stolz zu bekennen, wenn die deutsche Seele keines höheren Aufschwunges, keiner edleren Leidenschaft fähig wäre. Gerade die tiefe Innerlichkeit des deutschen Wesens deutet auf tiefere Anlagen als diese Bravheit biederer Krämer. Opfersinn, Hingabe, Einsetzen der Persönlichkeit für seine Überzeugung, furchtlose Verteidigung seines Rechtes, sind volkserhaltende, das Individuum adelnde Eigenschaften, die im deutschen Wesen begründet sind. Das Reformationsfest könnte oft als Gelegenheit benützt werden, die prächtvolle Mannhaftigkeit Luthers, die alles einsetzt für die Überzeugung, lebendig werden zu lassen.

Aber das politische Leben selbst bietet Gelegenheit genug die edlen Anlagen des Volkes zu wecken, durch das Beispiel des Führers zu befestigen. Selbstverständlich ist es dabei von größter Wichtigkeit die Ziele nicht weiter zu stecken als die Kräfte reichen, aber einmal gesetzt müssen sie mit Beharrlichkeit verfolgt und erkämpft werden. Gerade in dieser Beziehung sind wiederholt schwere Fehler gemacht worden, denn nichts wirkt so demoralisierend auf

Führer und Geführte, als wenn großen Worten kleine Taten folgen, oder ein gut geplanter, allseits gebilligter Vorstoß mit feigem Rückzug endet. In dieser Beziehung ist der Gegensatz auffallend, der zwischen den klangvollen Worten unseres Volksprogrammes und der ängstlichen, vorsichtig tastenden Haltung unserer politischen Führung herrscht. Unsere Führer müßten wirklich trachten ihrem Kurs mehr Sicherheit, ihren Handlungen mehr Folgerichtigkeit und Festigkeit zu geben, wenn das Bild der rosigensten Zukunft, das sie uns im Volksprogramm entwerfen, nicht der tiefsten Enttäuschung, der vollständigen Mutlosigkeit Platz machen soll. Die Aufgabe unserer politischen Erziehung kann nicht die Höherzüchtung der „prudens und circumspecti“, durch Hypertrophie bei uns ohnehin schon entarteten Individuen sein. Wir kennen diese Leute, denen ihr Volkstum bloß eine anerzogene, liebgewordene Gewohnheit ist, die sie lieber aufzugeben bereit sind, als in ihr sonstiges animalisches Behagen Unruhe hineintragen zu lassen. Diese zu schonen kann nicht die Aufgabe sein, sie müssen durch den Strom der Gesunden mitgerissen werden.

Heute ist der Zeitpunkt wie nie geeignet das eingeschläferte Selbstbewußtsein unseres Volkes zu wecken, es mit einer höheren Vorstellung nationalen Daseins zu erfüllen, es willig zu machen Lasten und Leiden zur Erreichung eines höheren Lebens auf sich zu nehmen. Gefährlich ist es, wenn es durch falsche politische Führung dazu gelangt, sich Verhältnissen anzupassen, die es zwingen seine nationalen und menschlichen Ideale noch tiefer herabzusetzen. Unsere Führer müssen sich eben bewußt werden was es heißt materialistische, auf Augenblickserfolge gerichtete Politik zu machen und sich vor allem die Beeinflussung des Charakters durch die Politik vor Augen halten. Eine Politik, die dazu führt diesen Charakter zu schädigen, muß verworfen werden, wenn wir nicht dazu gelangen wollen um unsere Existenz des bloßen Daseins willen zu kämpfen.

Von schädlichstem Einfluß auf unsere nationale Stosskraft ist die Gewohnheit, leitende Männer der Verwaltung und der Kirche an exponierte Posten unserer Volkspolitik zu stellen. Die öffentliche Verwaltung befindet sich in direkter, die Kirche und Schule in indirekter Abhängigkeit von der Staatsregierung. Obwohl sich unter diesen Männern ausgezeichnete Intelligenzen befinden, auf deren Beratung in politischen Angelegenheiten größter Wert gelegt werden muß, so ist es doch verfehlt die Führung unserer Politik, oder die entscheidende Einflußnahme auf unsere politischen Entschlüsse, in ihre Hände zu legen. Das heißt einen viel zu großen Heroismus von ihnen zu fordern, da ein großer Teil der Beamten leicht in die Lage kommen kann, Entschlüsse entscheidend zu beeinflussen, durch welche seine Laufbahn in Mitleidenschaft gezogen wird und weil die führenden Männer der Kirche und Schule, durch die Abhängigkeit in der sich diese den politischen Machthabern gegenüber befindet, leicht in die Lage kommen, durch die erhöhte Verantwortung, die sie bei entscheidenden politischen Beschlüssen durch ihre führende Stellung tragen, Schule und Kirche unnötiger Weise den Repressalien der politischen Machthaber auszusetzen. Selbst wenn dies aber nicht der Fall ist, so ist es psychologisch naheliegend, daß das politische Urteil dieser, in irgend einer Abhängigkeit befindlichen Personen, meist viel zu pessimistisch sein wird und dann dieser Pessimismus sich nur zu oft ungerechtfertigter Weise auch auf die ganze politische Körperschaft überträgt. Wenn wir daher die Klarheit und Unabhängigkeit unseres politischen Urteils wahren und unser Volk von dem einschüchternden und verängstigenden Einfluß

dieses Teiles unserer Volksangehörigen schützen wollen, so müssen wir darauf verzichten unsere leitenden Männer der Verwaltung und Kirche auf Führerposten unserer Politik zu stellen, für alle Fälle aber es vermeiden sie als Unterhändler in politischen Fragen zu benützen. Aberhaupt ist es verwerflich unserem Volk bei jeder Gelegenheit, wenn es etwas durchzusetzen gilt, Angst einzuflößen um es dadurch zur Aufgabe seiner Rechte zu bewegen. Dies ist der Anfang vom Ende jeder nationalen Politik. Denn nur so lange der politische Gegner empfindet, daß wir eine Kraft sind die Widerstand leistet und daß wir für unsere Ansprüche etwas einzusetzen entschlossen sind, wird er uns als politischen Faktor werten und in seine Rechnung einbeziehen. Wir sind politisch erledigt sobald der Gegner merkt, daß wir den Kampf scheuen und zu kleinmütig sind alle Kräfte, die uns zur Verfügung stehen auszunützen. Die Großmut anderer Nationen hat noch keinem Volk auf die Dauer das Leben erhalten und nur wenn wir unseren politischen Charakter stählen, unsere Kräfte sammeln, organisieren und bereit stellen, können wir darauf rechnen, als politischer Faktor anerkannt und als Volk geachtet zu werden.



Drei Gedichte

von Felix Frey (Bukarest)

Schmerzliche Nacht

Die dunkelblaue Nacht ist über mir
In einer weichen Geste hingebreitet.
Ein Stern zerschellt. Und meine Liebste schreiet
Jetzt bleich durch eine unbekannte Tür.

Es werden schwüle Worte um sie sein,
Und auf dem Gangspill einer fremden Lust
Entgleitet mir ihr Leib, still, unbewußt;
Ich aber bin mit meinem Schmerz allein.

Die Schwermut meiner Ahnen von der Stirn
Wann werd' ich sie mit einer Lathand streichen? — —
Ein Ast zackt an die Mauer Runenzeichen
Und weißer Schlaf befällt mein wehes Hirn.

Trennung

Nun gehst Du durch die müde Heide,
Die ganz von schlaffen Schafen ist verschneit.
Im Garten steht das Abendbrot bereit.
Auf fernen Höfen drischt man noch Getreide.

Dann blätterst Du ein wenig in Romanen,
Wo sich die faden Menschen stets begatten
Und schlummerst ein. — Es türmen sich die Schatten
Und Träume wehn durch Dich wie helle Fahnen.

Hier drückt der Staub. Ich bin so arg zerfahren.
Die arme Seele: nimmer wird sie flügge!
Und meiner Liebe trübes Glasgefuge
Zerbricht wie billig-bunte Trödelwaren.

Liebe

Wir sitzen beide auf der einen Bank.
Die Bäume sind so schwer von vielem Saft.
Es röteten sich die Tulpen mädchenhaft.
Ein Schwan ist Traum im Teiche, still und schlank.

Dein zartes Antlitz schwimmt in Licht gehüllt.
Ich spüre, seine nahe Schönheit kaum;
Entwichen bin ich auf dem Purpursaum,
Der trägt sich mit Abendwolken füllt.

Doch Deine Stimme wie ein Bogenstrich
Läßt meine Seele klingen: „Du bist weit,
Was suchst Du zwischen Wolkeneinsamkeit?
Erkennend stammle ich: „Sieh, ich suchte Dich!“



Aphorismen

„Tat—Ziel“

von Salus Markus (Czernoviz)

Reden ist Gold oder Gift. — Schweigen ist Schwäche
oder Nichts.

Der Altruist ist nicht absonderlich, — er denkt zuerst
an sich.

Jedes Wollen erzeugt auch ein Können; es kommt
nur an auf die Qualität — und die ist persönlich.

Sie sagen: „dies ist meine Meinung“, aber das hatten
nur Adam und Eva.

Dithyramben sind keine Beweise.

Beweisen heißt: eine Tat zeigen — anderes ist Spiel,

Nur im Gefühle der Gemeinschaft sind wir gut.

Das Pikante erzeugt immer Hysterie.

Alles ist Spiel rings um einen Kreis; — aber das
taurigste Spiel heißt: ich weiß nicht, was ich will. Besser
noch: ich weiß nicht was ich wollen soll.

Wenn du einem Weibe alles gibst, — machst du es
besitzlos.

Das Verhältnis zwischen Eltern und Kinder muß
heißen: Elternpflicht.

Strenge gegen die Jugend ist eigene Ohnmacht.

Man sagte ihnen, es ginge zum Höchsten — und sie
fühlten sich mitgerissen: ohne weiteres Erklären. Von
einem geringen Berge aus sahen sie den Propheten in
schwindliger Höh' — im fernen Ather — mit drohendem
Finger. Also kehrten sie um und schufen sich Daunen zum
Falle: den Astralleib.

Weltkriegsdevise der Häupter: Ganzer Betrug führt
hinauf, — halber Betrug verfällt.



Verschiedenes

Kammermusikabend der Kronstädter
Quartett-Vereinigung

Bevor ich auf die Darbietungen eingehe, ist es viel-
leicht nicht überflüssig einige Worte über Kritik herzusetzen.

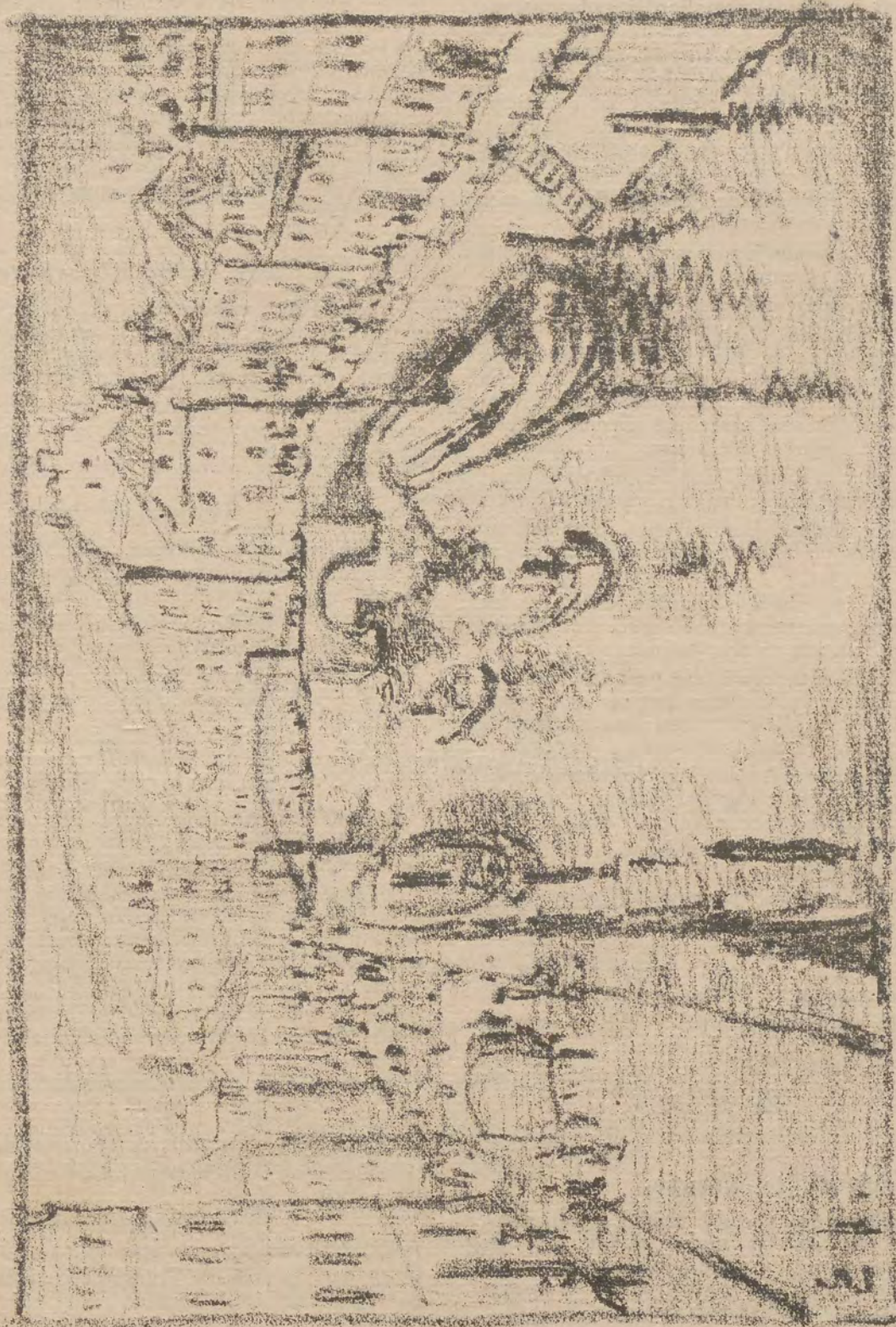
Im Allgemeinen genießen wir Kronstädter den Ruf
einer in musikalischer Beziehung besonders kritischen Stadt.
Vielleicht mit Recht, aber auch nur vielleicht. Denn
eigentlich kritisch, ernst kritisch sind wir noch lange nicht.
Etwas kritischer wohl als Hermannstadt und unsere andern
sächsischen Städte, aber das bedeutet wenig, bei der leider
völligen Kritiklosigkeit unserer Schwesterstädte, wo von
einer offenen, vielweniger rücksichtslosen Kritik keine Rede
ist. Und, lieber Leser, Kritik muß sein; aufrichtige, von
keinerlei Rücksichten geleitete Kritik (rücksichtslos klingt
scharf) muß sein. Der Kritiker richtet viel mehr Schaden
an, wenn er lau und bukkelsüchtig ist, als wenn er selbst
zu scharf ist.

Wenn wir unsere Tagespresse verfolgen (nicht nur
in Kronstadt) und dieses ewige Komplimentieren, Schöntun,
Indenhimmelheben ernst nehmen wollten, kämen wir zu
der notwendigen Folgerung: wir sind verfluchte Kerls! —
In die Seelen der so stetig Verhimmelten setzt sich dies
„Verfluchtekerltum“ so fest, daß wenn sie eine halbwegs
aufrechte Kritik berührt, sie bis ins Innerste gekränkt,
und verbittert sind. Sie vertragen einfach keine Kritik;
Die kleinste Wahrheit krampft ihre Eitelkeit zu grenzen-
losem Haß zusammen und wehe dem armen Kritiker!
Kleinstadtkritiker zu sein, ist ein saures Leben, insbesondere
wenn man ein gerades Rückgrat hat. Das habe ich
während meiner langjährigen Kritikertätigkeit erfahren.
Wie viel lebenslängliche Revanchelauerer, wie viel „Seelen-
freunde“ habe ich mir dadurch eingewirtschaftet. Des
öfters wurde ich von solchen Revanchelauerern selber tüchtig
vermoppelt worden, aber ich lebe noch, bin sogar guter
Dinge; unverbesserlich bleibe ich bei meiner Ansicht: wollen
wir eine entwicklungsfähige Kunst und Kultur haben,
brauchen wir eine sachliche und strenge Kritik, wie das
tägliche Brot.

In diesem Sinne bespreche ich den ersten Kammer-
musikabend.

Die Besetzung unseres neuen Quartettes ist für ein-
heimische Verhältnisse ungewöhnlich verheißend. Die Er-
wartungen waren auf das Höchste gespannt.

Gleich beim Haydnquartett wurde die Spannung
gelöst. Man überzeugte sich: vieles war vorzüglich, aber
begeistert war man nicht. Gerade Haydn ist der Kompo-
nist, dessen naive, klare Musik vollendete Meistererschaft
erfordert, um zu begeistern. Mit den höchsten Erwartungen



Emil Honigberger, Skizze aus Berlin.

hingekommen, erwartete man ein abgeklärtes über der Sache-Stehen und mußte da mit Wehmut an die einheitliche Klangreinheit der „Brüßler“ denken, die uns vor dem Kriege hier beschieden war. So hohe Ansprüche können und sollen wir nicht stellen; aber auch sonst hätten die sonst vortrefflichen Quartettmitglieder mit ein wenig vorsichtigerem und selbstkritischerem Uben manches vollendeter bringen können. Die auffallenden Kleinigkeiten, die man mit „Riger“ bezeichnet, das oft unruhige, fast nervöse Spiel, löste nicht die Begeisterung aus, wie sie hätte erreicht werden können. Denn, wie gesagt, jeder Einzelne der Mitwirkenden sind anerkannte, gewiegte Musiker. Diesmal fehlte noch die Einheitlichkeit des Klanges und ich bin überzeugt, daß schon beim nächsten Konzert vieles geklärt sein wird, denn längeres Zusammenspiel ist erste Forderung einer Quartettvereinigung.

Wohl der am vollendetsten zur Geltung gebrachte Satz war das „Largo sostenuto“ des Smetana-Quartetts.

Diese gewaltige Steigerung nach dem energischen und kraftvoll gespielten Cello solo, das zuckende Zusammensinken, die unheimliche Unruhe, das tragische Ringen in diesem Satze, ist die Offenbarung eines von Dämonen gefolterten, von Menschenleid erfüllten Meisters. Und dann die rührend-trostvolle Ergebenheit ins unabänderliche Schicksal. Eine Tragödie von tief verhaltenen Schmerzen.

Da fanden sich die vier Musiker zu einheitlicher Größe der Auffassung und rissen mit. Auch der letzte Satz war zum Teil prachtvoll gespielt und besonders der große, pastose Ton Herrn Malchers feierte in diesen Sätzen Triumphe.

Technisch wohl am besten war das Cdur-Quartett von Mozart. Leider war man da schon müde und manche Herrlichkeiten entzogen sich so den Zuhörern.

An und für sich sind gewöhnlich drei Quartette für einen Abend nicht zu viel. Aber erstens war dieser „Quartettabend“ ein Nachmittags. Die Abendstimmung fehlte, glaube ich, sowohl den Musikern, als insbesondere den Zuhörern. Dann begann die Aufführung eine volle halbe Stunde später, als sie angesetzt war und so mußte der pünktliche Konzertbesucher volle 2½ Stunden eng eingekellt, schwitzend und regungslos sitzen. Das spannt ab und lähmt die Aufmerksamkeit.

In Pünktlichkeit pünktlicher verehrt Publika! Nehmt Rücksicht auf eure Mitmenschen und laßt die Pünktlichen nicht eine Stunde krüppelsitzen, bis ihr euch aufrastet gefälligst zu erscheinen. Scheinbar helfen bei dieser eingerissenen Kronstädter Schlamperei nur drakonische Mittel. Hoffentlich kommen dieselben bei nächster Gelegenheit zur Anwendung.

E. H.



Neue Ziel-Abende

Die Vorbereitungen für einen Zyklus künstlerischer Veranstaltungen sind schon so weit gediehen, daß wir unsere Leser und Freunde auf denselben aufmerksam machen können. Es ist eine Folge von sechs Abenden in Aussicht genommen, in welchen unsere besten Künstler und Dichter zu Worte kommen sollen.

Näheres über diese Abonnementsveranstaltungen werden wir zur Zeit bekannt geben.

Unsere Bilderbeilagen

Dies Heft ist einigen Kronstädter Nichtberufsmalern gewidmet. So wie im literarischen Teile hier und da begabten Anfängern Gelegenheit gegeben wurde, vor die Öffentlichkeit zu treten, hielten wir es für angebracht auch jungen Leuten, die sich der Kunst widmen wollen oder Dilettanten, die eine gewisse künstlerische Reife erreicht haben, den Weg vor die Öffentlichkeit freizugeben. In diesem Falle tun wir dies mit besonderer Freude. Denn sämtliche Arbeiten zeigen starke Begabung und große Schaffensfreude. Besonders sei aber auf den jungen, hochbegabten E. Neustädter hingewiesen, der sich der Malerei zuwenden will. Wenn nicht alle Zeichen trügen, geht er einer schönen Zukunft entgegen.

EHO.

Für unsere Mitarbeiter

Wir machen aufmerksam, daß die Schriftstellergebühren unsern geehrten Mitarbeitern vierteljährlich zugesandt werden. Sollten sich Postverkehrsschwierigkeiten ergeben, werden die Gebühren bei unserer Geschäftsleitung zu Gute geschrieben, wo dieselben den betreffenden Mitarbeitern jeder Zeit zur Verfügung stehen.

Für unsere Leser

Auf zahlreiche Anfragen, ob „Das neue Ziel“ den Abonnenten des früheren „Zieles“ zugesandt werden, machen wir höflichst aufmerksam, daß die „Neue Zielgesellschaft“ rechtlich mit dem „Ziel“ nichts zu tun hat und daher nur solchen Lesern unsere Zeitschrift zuschickt, die sich auf „Das neue Ziel“ vorgemerkt haben.

Vormerkungen übernehmen alle Buchhandlungen.

In eigener Sache

Trotz Widerstreben mußten wir den Preis unserer Zeitschrift auf 4 Kronen, im Abonnement auf 3 Kronen setzen. Die geradezu horrenden Papierpreise, das stetige Ansteigen der Druckkosten zwang uns dazu. Wir haben uns schwer zu dieser neuerlichen Verteuerung entschlossen, da wir uns bewußt sind, daß wir dadurch der Verbreitung unseres Blattes Schwierigkeiten bereiten. Wir bitten aber unsere geehrten Leser diese Preiserhöhung als eine Existenznotwendigkeit für unser Blatt hinzunehmen. Wie die Beschaffungsmöglichkeit unserer Materialien besser wird, werden wir trachten, auf unsere alten Preise zurückzukommen.

Der Schluß des Artikels „Hunderteinunddreißig Tage in Budapests Kunstleben unter der Sowjetregierung“ erscheint im 4. Heft.

Da die Einläufe von Beiträgen äußerst zahlreich sind, bitten wir die geehrten Mitarbeiter um Geduld, wenn sie nicht gleich erscheinen können.

Druckfehlerberichtigung: Die im 2. Heft erschienene Skizze heißt: „Der Gigganz“, statt Giegganz, der Verfasser Fritz Gutt statt Guth.

Zensuriert von Vasile Neguţ Professor.

Carl KamnerSpezialgeschäft für
Haus u. Küchengeräte**Kronstadt**

Kornzeile 5.

1-6

Demeter Gärtner & Comp

Technisches Bureau

u. Bauunternehmung

Cementwaren und

Kunststeinfabrik

= KRONSTADT. =

1-6

**Johann Siegens Wwe. Nachf.**

Königl. rumänisch. Hoflieferanten

Zwieback-, Brot- und Luxusbäckerei.
Landesprodukten.

KRONSTADT, Rosenanger 17.

1-6

Hotel
Aktiengesellschaft
Hotel „Krone“
Kronstadt
Haus ersten Ranges
Caffee-Restaurant

2-24

Johann KowalekKunst- und Möbel-
tischler**Kronstadt**
Breiter Bach 12.

2-6

Geschäftseröffnung.Ich beehre mich ergebenst mitzu-
teilen, daß ich in **Kronstadt,**
Johannissgasse 20 eine**Optische Werkstätte**

eröffnet habe.

Ich übernehme alle in das Fach schla-
genden Reparaturen von Augengläsern,
ärztl. Instrumenten, photographischen
Apparaten und dgl.Indem ich um gütigen Zuspruch
bitte, zeichne ich hochachtungsvoll**Karl Illyés.**

1-6

Salami- und Selchwarenerzeugung

Heinrich Kleverkaus

Kronstadt, Hirschergasse



empfiehlt täglich frische

vorzügliche
Wurstwaren.

1-6

Alle Freunde des „Neuen
Zieles“ werden ersucht,
dieses in allen Caféhäusern,
Restaurationen und Hotels
zu verlangen. Probenum-
mern werden jederzeit
kostenlos zugeschickt.**Dr. RIEMERS**
Sanatoriumfür **Leichtlungenkranke**
in **Kronstadt**

Physikalisch diätetische Therapie.

Chirurgische Behandlung von Lungenkranken.

: **Künstlicher** :
: **Pneumothorax.** :

1-6

Friedrich Flagners Nach-
folg.

HEINRICH HERMANN

Kronstadt, Klostersg. 12.

Erstklassiges Gebäck,

Chokolade, Kakao.

Täglich frisches

Teegebäck.

1-12

Spezialwerkstätte für
Feinmechanik

HANS CLOOS

Kronstadt, Rosenanger Nr. 6

Reparaturen von Schreib-, Rechen-
und Nähmaschinen, Apparaten, In-
strumenten und sonstigen fein-
mechanischen Artikeln

Ständiges Lager von
Schreibmaschinen
u. den dazu gehörigen Bestandteilen

2-6

FRIDOLIN K. JIRKOVSKY

Herrenschneider

Kronstadt, Rossmarkt 2

Vornehme, tadellose, moderne
Arbeit!

Pünktlich und preiswert!

2-6

Buchdruckerei und Buchbinderei

Brüder Schneider & Feminger

Kronstadt, Purzengasse 57

übernimmt alle in dieses Fach
schlagende Arbeiten.

2-6

Med. univ. Dr. F. Herfurth

gew. Volontärarzt der Internen Kliniken in Graz, Wien, Berlin,
gew. mitleitender Arzt der Kuranstalt in Brixen und der Nerven-
heilanstalt „Schweizerhof“ bei Graz.

Ordiniert für Innere-, Stoffwechsel- (Nicht, Zuckerk.
etc.) und Psychische Erkrankungen
vorläufig von 11—12 und 2—4 Uhr.

Kronstadt, Klostergasse 34. I.

5-8

Werkstätte für Kunst-
möbel und Innendeko-
ration, Portal- und Bau-
tischlerei

Brüder Friedsmann

Schwarzgasse 66—68.

3-6

Jekelius & Stotz

Glas- Porzellan- und
Lampen-Handlung

Kronstadt

Purzengasse Nr. 19

2-6

Wilh. Hiemesch

Buchhandlung

Kunst-, Musikalien-, Schreib-
requisiten und Lehrmittelhand-
lung. Grosse Auswahl von Tou-
ristenkarten und Ansichten von
Kronstadt und Umgebung

Kronstadt

Kornzeile 7

2-6

Graphische Kunstanstalt

G. LEHMANN & SOHN HEINRICH

Kronstadt

Burggasse 134—136.

erzeugt als Spezialität:

Diplome, Plakate, Aktien,
Geschäftspapiere, Apotheker-
Packungen, Etiketten etc.

2-6

Brüder Gust

Kronstadt

Kornzeile 8

Atelier- Heim- Blitz-
lichtaufnahmen
Vergrößerungen

u. s. w.

2-6

Ludwig Miess

Lederhandlung

= Kronstadt =

Purzengasse Nr. 22.

2-6

Buchhandlung

Eduard Kerschner

Kronstadt

Ankauf moderner Romane und
Klassiker-Ausgaben

2-6

Schriftleitung und Verantwortung: Emil Honigberger, Kronstadt, Burggasse 7. — Eigentümer: Neue Zielgesellschaft. — Kommissionsverlag:
Buchhandlung E. Kerschner, Kronstadt. — Jahresvormerkung K 72 — Einzelnummer K 4 — Anzeigen 1/2 Seite für 1/4 Jahr K 100
Alle Rechte vorbehalten. — Buchdruck: Brüder Schneider & Feminger, Steindruck: G. Lehmann & Sohn Heinrich.